

»EINE PREDIGT IST KEINE FASTFOOD-VERANSTALTUNG ...«

Gottesdienst und Predigt erleben. Ergebnisse einer
qualitativ-empirischen Studie

Antonia Lüdtke / Uta Pohl-Patalong

Dieser Beitrag beruht auf der qualitativ-empirischen Studie »Gottesdienst erleben« und soll den Blick auf einen bestimmten Teilbereich der Ergebnisse fokussieren – nämlich dem Erleben von Predigt. Nach einigen Vorarbeiten im Rahmen eines Heisenberg-Stipendiums wurde die Untersuchung im Wesentlichen von 2008 bis 2010 durchgeführt und schließlich 2011 im W. Kohlhammer Verlag veröffentlicht.¹

Die Predigt ist ein komplexes Geschehen, welchem man sich auf unterschiedlichsten Arten nähern kann und sogar sollte. Der hier gewählte Zugang des Erlebens ist grundlegendes Element der Gottesdienststudie und findet sich zugleich im Rahmenthema des 4. Internationalen Bugenhagen-Symposiums wieder, welches da lautet: »Erlebnis Predigt?!«².

Inwiefern die befragten Gottesdienstbesucher und -besucherinnen der vorzustellenden Studie die Predigt erleben, wird im folgenden Dreischritt erläutert: Dieser Artikel wird zunächst die Forschungsfrage klären und einordnen (1.), daran anknüpfend die methodologische Herangehensweise beschreiben (2.) und schließlich ausgewählte Einsichten zur Predigt präsentieren (3.).

1 *Uta Pohl-Patalong*, Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011.

2 Atelier Sprache e.V., Braunschweig, 16.–18. September 2013.

I DIE FRAGESTELLUNG DES PROJEKTES

Das »Herzstück«³ der evangelischen Kirche, der Gottesdienst, wurde in den letzten Jahrzehnten vielfach empirisch untersucht – denn an ihm scheiden sich die Geister. Der Gottesdienst wird zugleich leidenschaftlich und hoch kritisch beäugt. Immer gemessen an der Frage: Wie kann die Lebensrelevanz der frohen Botschaft für das Leben im 21. Jahrhundert erfahrbar gemacht werden? Viele Spuren zur Beantwortung dieser Frage wurden in der Vergangenheit aufgenommen.

So zählt z. B. das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten zu den am besten untersuchten religiösen Phänomenen.⁴ Wir wissen ziemlich genau, wie viele Kirchenmitglieder an »normalen« Sonntagen und an bestimmten Feiertagen den Gottesdienst besuchen, in welchem Rhythmus sie dies tun und welchen Milieus die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher in welcher statistischen Häufigkeit angehören. Wir haben auch einen relativ guten Überblick über die Faktoren, die zum Gottesdienstbesuch motivieren bzw. ihn verhindern.

Die Orientierung hin zum Subjekt, die vor allem in homiletischen Diskussionen der letzten Jahrzehnte deutlich wurde, ist auch bei empirischen Untersuchungen zum Gottesdienst zu beobachten. So kamen in den letzten Jahren auch die Gottesdienstbesucher (oder manchmal auch diejenigen, die den Gottesdienst nicht besuchen) selbst zu Wort, indem sie nach ihren Erwartungen und Wünschen an den Gottesdienst befragt wurden.⁵ Gerade für die Milieutheorie(n) waren diese Erkenntnisse sehr

3 Vgl. Interviewpartner »Dieter« (Dieter 15,16), in: *Pohl-Patalong* (Anm. 1), 136.

4 Hier sind vor allem die vier besonders groß angelegten Mitgliedschaftsuntersuchungen der EKD zu nennen. Waren die ersten beiden Erhebungen der EKD von 1972 und 1982 noch rein quantitativ ausgerichtet, so wurden in den beiden jüngeren Erhebungen über Kirchenmitgliedschaft auch qualitative Wege eingeschlagen, z. B. in offenen Erzählinterviews. Der Forschungsansatz der EKD ermöglicht jedoch kaum eine detaillierte Betrachtung und Vergleichbarkeit der Aussagen der Befragten.

5 So wurden z. B. in Bayern in Kooperation mit dem Bayerischen Gottesdienstinstitut zwei aneinander anknüpfende Studien durchgeführt, in welchen evangelisch Getaufte in Bayern über ihre Erwartungen an den Gottesdienst sprechen. Vgl. *Jeanett Martin*, *Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufte(r) in Bayern* (Bayreuther forum TRANSIT Kulturwissenschaftliche Religionsstudien 7), Berlin 2007, und *Hanns Kerner*, *Der Gottesdienst. Wahrnehmungen aus einer neuen empirischen Untersuchung*

erhellend. Allerdings wurde bislang nur ansatzweise gefragt, wie Menschen eigentlich den Gottesdienst erleben. Dies überrascht – gerade angesichts der zuvor erwähnten Subjektorientierung. Ferner ist auch in der Gesellschaft ganz allgemein eine »erlebnisorientierte« Lebensgestaltung zu beobachten. Die Frage nach dem Erleben berührt also nicht nur religiöse Inhalte, sondern trifft auch ganz allgemein den Geist der Zeit. Vor allem aber schärft die Frage nach dem Erleben die Wahrnehmung dafür, was eigentlich für die Teilnehmenden im Gottesdienst geschieht. Fragen wie: »Was geht eigentlich im Inneren ›ganz normaler‹ Kirchenmitglieder vor, wenn sie das komplexe Geschehen Gottesdienst erleben? Welche Emotionen kommen vor? Was wird gedacht?« bildeten den Ausgangspunkt für diese Studie.

Es gilt hervorzuheben, dass die Leitkategorie des Erlebens noch einmal einen ganz anderen Zugang zu der Thematik ermöglicht. Denn »Erleben« umfasst sowohl eine emotionale Ebene als auch das rationale Verständnis des Gottesdienstes und den persönlichen Zugang zu ihm. Erleben ist ein mehrdimensionales Geschehen und macht den Blick frei für vielfältigere Einsichten als die alleinige Frage nach den Erwartungen. Zudem spielt sich die Kategorie des Erlebens nicht nur im Inneren eines Subjekts ab, sondern hat in der Regel immer einen Auslöser außerhalb der jeweiligen Person, wie z. B. eine Situation oder ein Ereignis. »Erleben« zählt neben der Erfahrung zu einer »Grundkategorie des Mensch-Welt-Verhältnisses«⁶, ist jedoch insofern von der Erfahrung zu unterscheiden, als dass Erleben als »subjektive Wahrnehmung einer Erfahrung«⁷ bestimmt werden kann. Schließlich sollte es nicht unerwähnt bleiben, dass in wissenschaftlichen Diskursen verschiedener Disziplinen (z. B. Psychologie, Philosophie, Soziologie und auch Theologie) nicht strikt zwischen »Erleben« und »Erlebnis« unterschieden wird, sodass gelegentlich auch in der durchgeführten Studie das mit besonderer Intensität konnotierte »Erlebnis« eine Rolle spielt.

Bewusst trennt die Studie nicht von vornherein zwischen »agendari-schen« und »alternativen« Formen des Gottesdienstes, sondern geht vom Gottesdienst als kirchlicher Handlungsform in ihren vielfältigen Facetten

unter evangelisch Getauften in Bayern, hrsg. vom Gottesdienstinstitut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Nürnberg 2007.

6 Michael von Brück, Art. Erlebnis I. Religionswissenschaftlich, in: RGG⁴ 2 (1999), 1425f., 1425.

7 Ebd.

aus und ermöglicht den Interviewpartnerinnen und -partnern, sich auf unterschiedliche Gottesdienstformen zu beziehen. Allerdings sei an dieser Stelle noch einmal explizit angemerkt, dass unsere Studie ausschließlich den *evangelischen* Gottesdienst untersucht. Der Fokus der Studie liegt dabei auf der Wahrnehmung der Perspektive der Subjekte. Als Konsequenz dieser Prämisse musste sich das Forschungsteam allerdings auch frei machen von dem Anspruch, quantitativ verwertbare Ergebnisse zu erzielen. Das soll selbstredend nicht heißen, dass sich aus der vorgestellten Studie nicht auch konzeptionelle Überlegungen bzw. Konsequenzen für das kirchliche Handeln schließen ließen. Allerdings sind diese – wie es in der Regel bei empirischen Untersuchungen der Fall ist – nicht unmittelbar aus der Wahrnehmung abzuleiten, so dass dies eine Aufgabe für ein nachfolgendes Buch bzw. Projekt wäre.

2 DIE METHODOLOGISCHE HERANGEHENSWEISE

2.1 DIE WAHL DES QUALITATIVEN ANSATZES

Nachdem das Forschungsinteresse erkannt und abgesteckt wurde, galt es, sich für einen methodischen Ansatz für die Umsetzung zu entscheiden. Relativ rasch wurde deutlich, dass sich für die genannten Fragestellungen nur eine empirisch qualitative Vorgehensweise anbietet. Dafür sprechen vor allem folgende Gründe:

- 1.) Das Forschungsgebiet des subjektiven Erlebens im Gottesdienst ist bislang noch wenig bearbeitet. Das Forschungsvorhaben ist somit hochgradig »explorativ« – ein Blick in die Sozialwissenschaften zeigt, dass ein qualitativer Zugang immer dann empfohlen wird, »wo es um die Erschließung eines bislang wenig erforschten Forschungsprozesses«⁸ geht, der als Lernprozess begriffen wird und neuer Erkenntnisse und Deutungen bedarf.
- 2.) Der Gottesdienst und sein Erleben werden nicht als objektive Größen verstanden, deren Messwerte statistisch analysiert und quantifiziert werden können. Vielmehr wird die Wirklichkeit des Gottesdienstes als kommunikative und interaktive Konstruktion verstanden. Die Teil-

8 *Stephanie Klein*, Erkenntnis und Methode in der Praktischen Theologie, Stuttgart/Berlin/Köln 2005, 64.

nehmenden können und wollen darüber Auskunft geben, jedoch auf ihre ganz individuelle Art und Weise. Dazu wird ein kommunikativer Zugang benötigt. Im qualitativen Ansatz wird die Beobachtungsrealität nicht in Zahlen abgebildet, sondern häufig verbal, z. B., wie in unserem Fall, durch persönlich geführte Interviews.⁹

- 3.) Die Forschungsgruppe arbeitet induktiv. Das Forschungsinteresse ist gekennzeichnet durch die Suche nach neuen Erkenntnissen bzw. Hypothesen. Somit wird nicht die Absicht verfolgt, neue Hypothesen zu generieren und ebenso nicht schon bestehende zu verifizieren bzw. falsifizieren.¹⁰
- 4.) Forschungsgegenstand ist das subjektive Erleben evangelischer Gottesdienste. Es wird also nach der Perspektive von Subjekten gefragt. Die Verfasserinnen der Untersuchung erhoffen sich einen Erkenntnisfortschritt aus den Aussagen von Kirchenmitgliedern, die damit als implizit »theoriehaltig« begriffen werden.¹¹
- 5.) Das Forschungsinteresse richtet sich nicht auf einzelne konkrete Fragestellungen (wie beispielsweise: Wer geht aus welchen Gründen in die Thomasmesse?), sondern auf Grundlinien, Muster, Zusammenhänge und Bezüge. Aus der begrenzten Menge von Einzelfallanalysen erhoffen wir uns weiterführende Erkenntnisse für das anvisierte Phänomen, ohne diese quantifizierbar zu machen. Wir sind in der vorliegenden Untersuchung nicht an einer Regelmäßigkeit des Gottesdienstbesuches interessiert, sondern fragen nach Erlebenszusammenhängen unterschiedlicher Kirchenmitglieder in ihrer Individualität und Konkretheit.

Die Wahl eines qualitativen Ansatzes ist somit gut begründet. Einer eventuell distanzierteren Haltung gegenüber qualitativen Vorgehensweisen sei an dieser Stelle gegenübergestellt, dass qualitative Sozialforschung mit aussagekräftigen Gütekriterien arbeitet, wie z. B. Reliabilität und Validität.¹²

9 Vgl. *Jürgen Bortz/Nicola Döring*, *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*, Heidelberg 2006, 296 ff.

10 Dazu: »Tatsächlich stellt jedoch die Explorationsphase einen unverzichtbaren Teil des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses dar, ohne die das Aufstellen und Prüfen von Hypothesen nicht möglich wäre« (a. a. O., 353).

11 Vgl. *Klein* (Anm. 8), 259.

12 Zu den Gütekriterien qualitativer Forschung vgl. z. B.: *Ines Steinke*, *Gütekriterien*

Sowohl das Forschungsinteresse als auch die Wahl eines qualitativen Ansatzes nehmen die in fast allen Bereichen der Praktischen Theologie wahrzunehmende Tendenz der Orientierung zum Subjekt hin ernst. Es geht zunächst um die Wahrnehmungen der Subjekte, die dann in einem zweiten Schritt in einen unvoreingenommenen Dialog mit Theologie und Kirchlicher Praxis gebracht werden können.

Im veröffentlichten Buch sind den empirischen Ergebnissen der Studie aufgrund des bisher Gesagten zwei Kapitel vorgeordnet. Im ersten Kapitel werden die wichtigsten praktisch-theologischen Diskussionslinien zum evangelischen Gottesdienst sowie deren Einfluss auf die empirische Fragestellung und Durchführung der Untersuchung beschrieben. Im zweiten Kapitel werden dann die methodologischen Grundlagen der qualitativen Sozialforschung erläutert und inwiefern diese für unser Forschungsdesign zu verwenden sind. Den Hauptteil des Buches bilden jedoch die Ergebnisse der empirischen Untersuchung – wobei sich dieser Beitrag in der Ergebnispräsentation auf den Teilbereich der Predigt konzentriert.

Der Übersichtlichkeit halber sind drei Konkretisierungen der Studie an dieser Stelle vorweg zu nennen:

1. Die Studie bezieht sich ausschließlich auf den evangelischen Gottesdienst.
2. Die Überlegungen konzentrieren sich zudem auf die regelmäßig wiederkehrenden (wochen- oder monatszyklischen) Gottesdienstformen.
3. Schließlich nimmt die Studie dezidiert die Perspektive der ausschließlich teilnehmenden Subjekte in den Blick und nicht die der Hauptamtlichen.

2.2 DIE DATENERHEBUNG

Um dem subjektiven Erleben der Gottesdienstbesucher und -besucherinnen auf die Spur zu kommen, war von Anfang an klar, dass diese selbst zu Wort kommen mussten. Somit war die Entscheidung für das Setting von persönlich geführten Interviews schnell gefällt. Jedoch arbeitet die qualitative Forschung mit verschiedensten Interviewtypen¹³ und Misch-

qualitativer Forschung, in: *Uwe Flick/Ernst von Kardorff/dies.* (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek 2000, 319–331.

13 Vgl. dazu z. B.: *Christel Hopf*, Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: *Zeitschrift für Soziologie* 7 (1978), 97–115.

formen und so musste erst einmal klargestellt werden, welche Interviewform für die Fragestellung am sinnvollsten wäre.

Schließlich kristallisierte sich eine Kombination aus einem Leitfrageninterview und offenen Erzählimpuls heraus. Die gestaltete sich konkret folgendermaßen: Am Anfang wurden die Interviewpartnerinnen und -partner aufgefordert: »Erzählen Sie doch bitte von Ihrem Zugang zum Gottesdienst. Zu welchen Gottesdiensten gehen Sie, wie oft tun Sie das und mit wem?« Am Ende stand wieder eine offengehaltene Frage, die eine Antwort auf unterschiedlichen Ebenen zuließ: »Stellen Sie sich vor, die berühmte gute Fee käme und Sie hätten drei Wünsche für den Gottesdienst frei: Was würden Sie sich wünschen?«

Der offene Erzählimpuls am Anfang des Interviews ermöglichte uns einen besonders subjektiven Zugang und somit auch die Möglichkeit, Aspekte und Bedeutungszuschreibungen zu erfassen, die vorher nicht im Blick waren. In der Durchführung zeigte sich, dass diese Erzählphase von den Befragten qualitativ und quantitativ sehr unterschiedlich genutzt wurde. Der Erzählimpuls wurde bewusst formal formuliert, um sich an das persönliche und emotionale Thema mit der äußeren Form herantasten zu können und weniger redegewandten Menschen die Sicherheit zu vermitteln, auf jeden Fall etwas Sinnvolles äußern zu können. Den Teilnehmenden sollte ein großes Interesse an ihren jeweiligen persönlichen Einstellungen, Gefühlen und Erlebnissen unbedingt vermittelt werden. Zudem sollte der Eindruck einer »Prüfungssituation«, in welcher es um richtige oder falsche Antworten geht, vermieden werden. Offenbar war die erzählungsgenerierende Frage ein voller Erfolg, da die Interviewpartner und -partnerinnen sich sowohl biographisch verorteten und andererseits auch spontan deutliche Positionierungen zum Gottesdienst vornahmen. Der persönliche Zugang zum Gottesdienst führte direkt zur Erlebnisdimension und wirkte verallgemeinernden bzw. objektivierenden Aussagen, wie z.B. »Die Kirche sollte ...« oder »Der Gottesdienst heutzutage ist ...«, entgegen.

Die offene Abschlussfrage nach den drei Wünschen bot sowohl den Teilnehmenden als auch den Leitenden die Möglichkeit, das Gesagte noch einmal Revue passieren zu lassen. Zugleich konnten die Interviewenden noch einmal nachfragen und vielleicht andere Aspekte des bisher Gesagten ans Licht bringen bzw. gewisse Dinge konkretisieren. Ferner diente diese offene Abschlussfrage auch der Vergleichbarkeit der Interviews.

Zwischen der Eröffnungsfrage und der Abschlussfrage kam ein Interviewleitfaden¹⁴ zum Einsatz. Er war Strukturierungselement und Ge-

dächtnisstütze zugleich. Anhand des Leitfadens fragte die Interviewerin gezielt nach dem Erleben bestimmter Aspekte des Gottesdienstes. Die Fragen des Leitfadens schritten zum einen die einzelnen Elemente des Gottesdienstes ab, so dass zuverlässig und vergleichbar Äußerungen zu allen wesentlichen Aspekten des Gottesdienstes generiert werden konnten. Weiter zielten die Leitfragen auf bestimmte Faktoren des Gottesdienstes wie den Kirchenraum, den Pfarrer bzw. die Pfarrerin etc. Schließlich wurde nach bestimmten Erkenntnissen, Vermutungen oder Postulaten aus den Theoriediskursen gefragt. Dabei erschien es sinnvoll, nicht nach der Beurteilung der Theoriethesen zu fragen (im Sinne von: »Glauben Sie, dass Folgendes zutrifft?«), sondern ein mögliches Spektrum subjektiven Erlebens aufzuzeigen und um eine subjektive Verortung in diesem Spektrum zu bitten (beispielsweise: »Es gibt Menschen, die wollen im Gottesdienst am liebsten ganz für sich sein und nichts tun müssen. Andere möchten gerne mehr vorkommen, beteiligt werden und nicht nur passiv zuhören. Wie ist das bei Ihnen?«).

2.3 DIE AUSWAHLKRITERIEN DER INTERVIEWPARTNERINNEN UND -PARTNER

Der Anspruch, eine repräsentative Studie durchzuführen, bestand nicht. Ziel war es vielmehr, typische Fälle zu untersuchen – und so wurden gemäß des qualitativen Ansatzes keine Zufallsstichproben erhoben, sondern Kriterien für die Auswahl der Interviewpartnerinnen und -partner aufgestellt. Das Vorgehen verlief schrittweise: Nachdem die ersten Interviews verabredet und geführt worden waren, wurden die nächsten Interviewpartnerinnen und -partner gesucht und befragt. Dieses Verfahren hatte zum einen den Vorteil, dass bestimmte, für die Auswahl relevante Merkmale manchmal erst während des Interviews deutlich wurden (beispielsweise der Lebensstil oder die gottesdienstliche Orientierung), so dass mögliche Einseitigkeiten durch die weitere Suche nach neuen Interviewpartnerinnen und -partnern korrigiert werden konnten. Zudem konnte dieses Vorgehen die sogenannte »Datensättigung« berücksichtigen: Die Datensammlung kann dann abgeschlossen werden, wenn die Interviews keine neuen Aspekte und Erkenntnisse mehr liefern, so dass sie die Eigenschaften und Aussagekraft der Kategorien nicht mehr wei-

14 Vgl. Kerstin Söderblom, Leitfadeninterviews, in: Astrid Dinter/Hans-Günter Heimbrock/dies. (Hrsg.), Einführung in die empirische Theologie. Gelebte Religion erforschen, Göttingen 2007, 254–269.

terentwickeln. Dies war in dieser Studie nach insgesamt 22 Interviews der Fall, die das Sample, also die Gesamtstichprobe, bilden.

Dies sind die Leitkriterien:

- 1.) Gottesdienstbesuch: Die Befragten sollten daher mit evangelischen Gottesdiensten insoweit vertraut sein, dass sie über ihr Erleben generell – d. h. jenseits eines konkreten Gottesdienstes – sprechen können. Gleichzeitig sollte die Stichprobe unterschiedliche Grade von Nähe und Distanz zum evangelischen Gottesdienst umfassen, so dass sowohl Menschen befragt werden sollten, die sehr regelmäßig in den Gottesdienst gehen, als auch solche, die dies selten tun.
- 2.) Zugänge zum Gottesdienst: Sowohl der traditionell agendarische Gottesdienst am Sonntagmorgen als auch (unterschiedliche) alternative Gottesdienstformen sollten vertreten sein.
- 3.) Alter: Jüngere, mittlere und ältere Generation sollten unter den Befragten einigermaßen ausgewogen vertreten sein. Zwischen 20 und 80 sollten aus jedem Jahrzehnt mindestens zwei Personen vertreten sein.
- 4.) Geschlecht: Frauen und Männer sollten gleichmäßig vorkommen. Befragt wurden insgesamt zehn Frauen und zwölf Männer.
- 5.) Regionale Verteilung: Es sollten Interviews mit Menschen aus unterschiedlichen Regionen geführt werden, da sich die religiöse und damit auch die gottesdienstliche Sozialisation möglicherweise regional unterscheidet. Dies gilt zwischen Nord und Süd, besonders aber zwischen Ost und West mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Hintergründen. Andererseits lag aus pragmatischen Gründen ein Schwerpunkt der Interviews in Norddeutschland (Schleswig-Holstein, Hamburg und Niedersachsen) nahe. Vier Interviews wurden jedoch in Süddeutschland, drei in Ostdeutschland geführt.
- 6.) Stadt-Land-Verteilung: Insgesamt wurden zehn Interviews mit Menschen, die in Großstädten leben, acht mit Menschen in Kleinstädten und vier mit Menschen in ländlichen Räumen geführt.
- 7.) Schließlich wurde auf eine möglichst gleichmäßige Verteilung der Lebensstile geachtet. Den theoretischen Hintergrund dafür bildete die Lebensstilanalyse der IV. EKD-Mitgliedschaftsstudie, die im Rahmen ihrer Untersuchung sechs Lebensstile evangelischer Kirchenmitglieder herausgearbeitet hat.¹⁵ Dieses Kriterium gestaltete sich erwartungs-

15 Vgl. *Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker* (Hrsg.), *Kirche in der*

gemäß nicht ganz einfach, da es bestimmten Lebensstilen näher liegt und leichter fällt als anderen, sich reflektierend zu äußern. Das Ziel, mindestens zwei Angehörige jedes Lebensstils zu befragen und nicht mehr als ein Viertel der Interviews von Angehörigen eines Lebensstils in die Studie aufzunehmen, konnte jedoch erreicht werden.

Die Zuordnung der Lebensstile wurde nach den Interviews anhand der äußeren Daten und der Lebenssituation sowie nach dem persönlichen Eindruck der Interviewerin wahrgenommen. Dabei wurde das Verhältnis zum Gottesdienst ignoriert, da dies eine Festlegung impliziert hätte, die der Offenheit für das konkrete Erleben des Gottesdienstes dieser Person widersprochen hätte. Wenn es in der Forschungsgruppe zu keinem klaren Ergebnis über die Zugehörigkeit zu einem Lebensstil kam, wurde die Person als »Mischform« bezüglich ihrer Zuordnung zu den Lebensstilen verstanden.

2.4 DIE DURCHFÜHRUNG DER INTERVIEWS

Die Interviews dauerten zwischen 45 Minuten und fast zwei Stunden. Sie wurden in der Regel telefonisch, in Einzelfällen per E-Mail verabredet. Dabei wurden Thema und Ziel der Untersuchung bereits geklärt, der Rahmen beschrieben sowie Anonymisierung zugesichert. Überwiegend fanden die Interviews bei den Befragten zu Hause statt. In einigen Fällen wurde – aus pragmatischen Gründen oder auf Wunsch der Befragten – ein Treffen in einem Café oder Restaurant verabredet, einmal auch am Arbeitsplatz. Sehr überwiegend verliefen die Interviews in einer entspannten und harmonischen Atmosphäre. Etliche der Interviewpartnerinnen und -partner äußerten anschließend, einen Gewinn für sich selbst aus dem Interview gezogen zu haben, und bedankten sich für die Gelegenheit, über manches nachzudenken, worüber sie noch nie nachgedacht hätten.

Die aufgezeichneten Interviews wurden anschließend von den studentischen Mitgliedern der Forschungsgruppe transkribiert, nach den Richtlinien der qualitativen Forschung.¹⁶

Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 203ff.

16 Zur Transkription vgl. *Hubert Knoblauch*, Transkription, in: *Ralf Bohnsack/Winfried Marotzki/Michael Meuser* (Hrsg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*, Opladen/Farmington Hills 2006, 159f.

2.5 DIE AUSWERTUNG

Wie beim qualitativen Ansatz üblich wurden die Phasen der Datensammlung und der Datenauswertung nicht strikt getrennt. Vielmehr wurden die Daten sofort kodiert und analysiert. Auf dieser Basis wurde dann entschieden, welche weiteren Daten wo und auf welchen Wegen erhoben werden sollen. Auf diese Weise wurde die Interpretation immer neu überprüft, verfeinert und gegebenenfalls korrigiert. Das zyklische Vorgehen ermöglichte es zudem, immer neue Aspekte zu entdecken und zu überprüfen.

Eine wichtige Rolle im qualitativen Verfahren spielt die Wahl des Auswertungsansatzes. Mittlerweile existiert in der qualitativen Sozialforschung eine ganze Reihe von Auswertungstechniken und -ansätzen. Wir haben uns für den Auswertungsansatz: »Kategorienbildung am Material«¹⁷ von Christiane Schmidt aus folgenden Gründen entschieden:

1. Da es nicht um das spezifische Erleben einer einzelnen Person und um dessen vertiefte Analyse gehen sollte, musste der Auswertungsansatz eine Beziehung der einzelnen Interviews zueinander herstellen können und Linien quer zu den Einzelfallstudien ziehen.
2. Da sich die Studie im Rahmen der gegenwärtigen praktisch-theologischen Diskussion um den Gottesdienst verortet und sich konstruktiv auf diesen Diskurs bezieht, muss eine Beziehung zwischen dem neu erhobenen Material und dem bisherigen theoretischen Diskussionsstand herstellbar sein. Der Auswertungsansatz musste daher so beschaffen sein, dass der Bezug auf den gegenwärtigen praktisch-theologischen Diskurs zum evangelischen Gottesdienst produktiv aufgenommen werden kann.

Spezifisch für den Auswertungsansatz von Schmidt ist, dass er das gesamte Material nach Themen und Aspekten sortiert, den sogenannten Auswertungskategorien. Diese werden als mögliche vorläufige Varianten schon vor der Erhebung in Bezug auf die Theoriediskurse angedacht. Sol-

17 Vgl. *Christiane Schmidt*, »Am Material«: Auswertungstechniken für Leitfadenterviews, in: *Barbara Friebertshäuser/Annedore Prengel* (Hrsg.), *Handbuch qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim/München 1997, 544–568, und *dies.*, Analyse von Leitfadenterviews, in: *Flick/von Kardorff/Steinke* (Anm. 12), 447–456.

che waren beispielsweise die einzelnen Elemente des Gottesdienstes (»Liturgie« oder »Segen«) und weitere Faktoren (z.B. der Kirchenraum). Auf der Grundlage der Probeinterviews wurden diese vorläufigen Kategorien weiter differenziert und verändert. Diese flossen dann in den endgültigen Interviewleitfaden ein und wurden in der Auswertungsarbeit an den konkreten Interviews modifiziert und verfeinert.

Die Interviews wurden zunächst von den Mitgliedern der Forschungsgruppe einzeln intensiv gelesen, die dabei Vorschläge zur Zuordnung zu einer Kategorie und ihrer möglichen Ausprägung am Rand notierten. Anschließend wurde jedes Interview in der Forschungsgruppe diskutiert. Dabei wurde auch darauf geachtet, wie die Befragten die formulierten Fragen aufgegriffen, mit welchen Aspekten sie sie verbunden haben und welche neuen Themen, nach denen nicht gefragt worden war, in den Interviews auftauchen.

In einem nächsten Schritt wurde das gesamte Material auf der Grundlage des Codierleitfadens codiert,¹⁸ also den erstellten Auswertungskategorien zugeordnet. Jedes Interview wurde unter den Kategorien »verschlüsselt«¹⁹. Die Blickrichtung kehrte sich also um: »Die Auswertungskategorien, die im vorangegangenen Auswertungsschritt aus dem Material heraus gebildet worden sind, werden jetzt also *auf* das Material angewendet.«²⁰ Dabei wurden zunächst alle Textstellen identifiziert, die sich einer formulierten Kategorie zuordnen lassen, unabhängig davon, ob die befragte Person damit auf eine im Interviewleitfaden formulierte Frage geantwortet hat, von sich aus das Thema ansprach oder von einer ganz anderen Frage aus auf das Thema zu sprechen kam.

Im Zusammenhang mit der Codierung der Interviews wurde für jede Kategorie in jedem Interview eine inhaltliche Ausprägung formuliert. Die Ausprägungen stellen die inhaltliche Füllung der eher formalen Kategorien dar, die umso ergiebiger ist, je präziser sie formuliert wird (Ausprägungen der Kategorie »Abendmahl« sind z. B. »Erleben von Gemeinschaft« oder »Erinnerung an Jesus«). Die Kategorien und ihre Ausprägungen wurden dann sorgfältig auf Karten übertragen. Auf jeder Karte standen der reale und der fiktive Name der interviewten Person, ihr Alter und ihr Le-

18 Der Begriff wird in diesem Ansatz anders verwendet als bei Glaser/Strauss (»grounded theory«), bei denen Kodieren das Entwickeln und Weiterentwickeln der Kodes meint, vgl. *Schmidt* (Anm. 17), 555 f.

19 Dies., *Analyse* (Anm. 17), 452.

20 A. a. O., 452 f.

bensstil, dann die Kategorie und ihre Ausprägung, ein zentrales Zitat und die gesamte Textstelle, auf die sich die Kategorie bezieht.

Schließlich wurde mit dem Verfassen des Buches die abschließende Auswertung vorgenommen. Hermeneutisch wurde dabei die Idee der »Erlebenslogik« entwickelt und formuliert.

Sie bietet sich als leitende Kategorie für eine empirische Untersuchung an, da sie

- die Konzentration auf die subjektiven Zugänge zum Gottesdienst befördert,
- die Perspektivität der Zugänge ernst nimmt,
- die emotionale Dimension einschließt, ohne in den Gefühlslagen aufzugehen,
- die Deutungen der Subjekte integriert, ohne auf eine rationale Beurteilung von Sachverhalten zu zielen,
- mit einer Vielfalt von Wahrnehmungen und Emotionslagen rechnet,
- den spätmodernen Zugängen zum Gottesdienst Rechnung trägt und
- die ästhetische Logik einschließt.

Mit der Wortkreation der »Erlebenslogik« wird eine neue Kategorie eingeführt.²¹ »Logik« wird dabei nicht philosophisch oder mathematisch verstanden, sondern in einer an die Alltagssprache angelehnten Weise gebraucht: Etwas in einer bestimmten Logik zu erleben, bedeutet, es in einer bestimmten Richtung oder unter einem bestimmten Gesichtspunkt zu erleben. Der Begriff »Logik« umfasst dabei nicht nur den kognitiven Bereich, sondern schließt Emotionen, Wahrnehmungen, Haltungen sowie

21 Verwandte Versuche zur Strukturierung komplexer gottesdienstlicher Gehalte hat *Eberhard Hauschildt* an zwei Stellen unternommen: Zum einen unterscheidet er vier »Typen« liturgischer Erfahrung und verwendet in diesem Zusammenhang auch den Begriff der Logik (als »Erfahrungslogik des Verstehens« und »Expressivitätslogik« [ders., Die vier Typen liturgischer Erfahrung. Versuch einer Kartographierung der liturgischen Landschaft, in: PTh 85 (1996), 334–343, 338]). Zum anderen beschreibt er die unterschiedlichen Weisen, wie die einzelnen Milieus Kirchenmusik erleben (beispielsweise als Erlebnis kultureller Höchstleistung, als Erlebnisklischee der Feierlichkeit oder als Selbstausdruck), vgl. ders., Kirchenmusik in der Erlebnisgesellschaft, in: *Gotthard Fermor/Harald Schroeter-Witke* (Hrsg.), Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik, Leipzig 2005, 83–89, 85.

das gesamte zum Erleben gehörende Spektrum ein. Dabei kann ein und dieselbe Person etwas in mehreren Logiken gleichzeitig erleben, die sich jedoch zumindest in der Reflexion voneinander unterscheiden lassen. Alle Erlebensweisen stehen gleichberechtigt nebeneinander, ohne beanspruchen zu können, dem Gegenstand des Erlebens besser gerecht zu werden als die anderen. Ein klassisches Beispiel für unterschiedliche Logiken ist das Gegenüber von Ästhetik und Ethik.²²

Die Identifikation von Logiken des Erlebens (oder auch »Erlebenslogiken«) ermöglicht eine Strukturierung des vielfältigen Erlebens der Subjekte über eine Einzelfallstudie hinaus: Ähnelt sich das Erleben von zwei oder mehreren der Befragten stark, werden diese Äußerungen in einer gemeinsamen Erlebenslogik zusammengefasst. Zeigen sich umgekehrt bei einer Person verschiedene Aspekte, werden diese als unterschiedliche Logiken markiert. Gleichzeitig hat die Konstruktion von »Erlebenslogiken« den Vorteil, dass Wertungen und Erwartungen an den Gottesdienst zurücktreten zugunsten einer vertieften Wahrnehmung des »Wie« des Erlebens. Bei der Identifikation unterschiedlicher Logiken des Erlebens geht es nicht um Wertungen (wie beispielsweise »die Predigt ist das wichtigste Element des Gottesdienstes«) und nicht um die Erfüllung oder Enttäuschung von Erwartungen (wie beispielsweise »eine Predigt sollte gehaltvoll sein«), sondern um die unterschiedlichen Weisen, wie ein gottesdienstliches Element erlebt wird. So kann die Predigt beispielsweise als Zuhörereignis, als (handwerklich herzustellendes) Kunstwerk, als inhaltliche Aussage, als Äußerung einer Person, als emotionale Berührung etc. erlebt werden.²³ Damit wird jenseits von Wertungen und Erwartungen der Blick frei für die Tiefendimensionen subjektiven Erlebens in seiner Vielfalt – die gleichwohl nicht ohne Struktur ist.

Dem Konzept der Erlebenslogik folgend wurde die endgültige Fassung der Kategorien erstellt und die endgültige Bezeichnung und Zuordnung der einzelnen Ausprägungen innerhalb der Kategorien vorgenommen. Den Interviewausschnitten wurde ein breiter Raum gegeben, da diese häufig für sich sprechen und ihr originaler Wortlaut viele Inhalte bestmöglich wiedergibt. An manchen Stellen schien jedoch eine gewisse vertiefende Deutung der Äußerungen hilfreich. Dafür wurden – in Ergänzung

22 Vgl. exemplarisch zu dem Verhältnis der beiden Logiken: *Thomas Schlag/Thomas Klie/Ralph Kunz* (Hrsg.), *Ästhetik und Ethik. Die öffentliche Bedeutung der Praktischen Theologie*, Zürich 2007.

23 Dazu im folgenden Kapitel mehr.

zum Auswertungsansatz der Kategorienbildung am Material – eng am Text arbeitend bestimmte Worte oder Formulierungen in ihrem Zusammenhang interpretiert.

2.6 VON DER THEORIEENTWICKLUNG ZUM BUCH

In der qualitativen Forschung erfolgt die Entwicklung der durch die Daten gewonnenen Theorie bzw. die Weiterentwicklung bisheriger Theoriebildung nicht nur nach Abschluss der Datensammlung, sondern sie begleitet den gesamten Forschungsprozess in einem zirkulären Vorgehen. Auch in dieser Untersuchung erfolgte die Entwicklung der Theorie permanent und zirkulär in engem Zusammenhang mit den Interviews. Erste Hypothesen waren z. B. schon für die Erstellung des Interviewleitfadens notwendig. Im wechselseitigen Prinzip ergänzten bzw. modifizierten sich ständig Forschungsdesign, Datengewinnung und Theorieentwicklung bzw. Gespräche mit Fachliteratur.

Schließlich bildet die Veröffentlichung in Buchform den Abschluss des Forschungsprojektes. In drei Durchgängen wird gezeigt, wie Kirchenmitglieder den evangelischen Gottesdienst erleben: Der erste Durchgang ist den einzelnen Elementen des Gottesdienstes gewidmet, die in (fast) jedem Gottesdienst vorkommen (beispielsweise die Musik, die Liturgie, der Segen, die Predigt etc.). Damit wird zunächst den Strukturen des Gottesdienstes gefolgt. Ein zweiter Durchgang zielt auf die Faktoren, die im Gottesdienst eine Rolle spielen, wie der Kirchenraum, die sozialen Kontakte etc. Ein dritter Durchgang schließlich folgt bestimmten Spannungsfeldern, die in den aktuellen Diskussionen um den Gottesdienst als wichtige Fragen markiert werden. Zu jedem Aspekt werden verschiedene »Erlebenslogiken« identifiziert, die die Darstellung gliedern. Innerhalb der einzelnen Erlebenslogiken werden dann häufig Varianten ausgemacht, die unterschiedliche Schwerpunkte des Erlebens setzen.

3 »PREDIGT ERLEBEN« – AUSGEWÄHLTE EINSICHTEN ZUR PREDIGT

Die gesamte Forschungsgruppe war bei der Auswertung immer wieder beeindruckt, wie auskunftsfähig »ganz normale« Kirchenmitglieder über den Gottesdienst sind. Kirchenmitglieder aller Milieus und Bildungsschichten, aller Generationen und beiderlei Geschlechts reflektieren offensichtlich intensiv über den Gottesdienst und ihr subjektives Erleben

in ihm – und zwar unabhängig davon, wie vertraut sie mit seinen Formen sind und welche Form sie bevorzugen. Entsprechend hat die Studie eine Fülle interessanter Ergebnisse erbracht, die ein wenig genauer verstehen lässt, was der Gottesdienst für Menschen heute bedeutet und was sie in ihm suchen und finden. Beim Auswerten wurde immer wieder festgestellt, dass man aus den Ergebnissen etliche Folgestudien entwickeln könnte.

Im Folgenden stellen wir einen Ausschnitt aus der veröffentlichten Gottesdienststudie vor, der sich mit den Einsichten zur Predigt befasst – wohl wissend, dass dies nur ein Teilaspekt der gesamten Studie ist.

Die Frage nach der Predigt führte häufig zu längeren Erzählpassagen, und etliche der Befragten sprachen von sich aus dieses Element des Gottesdienstes an. Die Predigt wird emotional und mit einer klaren Erwartung erlebt. Diese Erkenntnis deckt sich im Übrigen mit dem Ergebnis der Untersuchung des bayerischen Gottesdienstinstituts aus dem Jahr 2007.²⁴ Die eindeutige Erwartungshaltung an die Predigt machte es noch einmal etwas schwieriger, Aussagen zu ihrem Erleben zu erhalten. Hinzu kommt, dass die Predigt das variabelste gottesdienstliche Element ist und somit am stärksten von der konkreten gottesdienstlichen Konstellation abhängig ist, sodass es nahe liegt, einzelne positive oder negative Erfahrungen zu schildern. Damit nicht nur detaillierte Einzelschilderungen in den Interviews vorkamen, wurde in den Interviews gefragt, was für die Interviewpartner und -partnerinnen eine gute Predigt ausmache – dadurch wurde aber der Akzent stärker auf die Erwartungen gelegt als bei anderen gottesdienstlichen Elementen. Allerdings erwachsen diese Erwartungen ja aus dem Erleben von Predigten. Somit musste sich die Auswertung nur darauf konzentrieren, aus den Aussagen das dahinter stehende Erleben transparent zu machen.

Häufig thematisierten die Befragten von sich aus die subjektiv hohe Bedeutung der Predigt, quer durch die Generationen, Lebensstile, Lebensräume sowie regionale Verteilung. Die Predigt wird als »Herzstück« (Dieter 15,16)²⁵ oder »Kernstück« (Dieter 11,14; 12,9f.) bezeichnet, als »das Wichtigste [...], halt das Entscheidendste« (Wilfried 9,1). Sie spielt

24 Vgl. *Hanns Kerner*, Die Predigt. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern, hrsg. vom Gottesdienstinstitut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Nürnberg 2007, 6.

25 Die Angaben in Klammern beziehen sich auf die Seitenzahlen und Zeilen der transkribierten Interviews. Die Namen sind, wie bereits erwähnt, von der Forschungsgruppe gewählte Codenamen.

eine »sehr zentrale Rolle« (Paul 6,21) bzw. »eine ganz große Rolle« (Friedrich 7,18). Nicht selten wird die Predigt als das wichtigste Element des gesamten Gottesdienstes genannt. Auch diese Tatsache deckt sich mit den Ergebnissen der EKD-Studie, nach der 65% der Befragten vom Gottesdienst erwarten, dass er vor allem eine gute Predigt enthält.²⁶ Ida findet dafür sehr emotionale Worte:

»I: [...] gibt es da bestimmte Elemente im Gottesdienst, die Sie ...

Ida: Nein, alles, ja vor allem die Predigt. Die Predigt natürlich. Es macht ja auch jeder, es spricht ja auch jeder die Predigt etwas anders. So wie unsere Pastorin, so macht es jeder anders. Das berührt mich oft sehr. Wie mir die Tränen manchmal kommen. Und das ist so schön. Es ist einfach herrlich. Es ist einfach herrlich. Das ist das Schönste was es gibt« (Ida 2,19–26).

Nachdem Ida erst an den Gottesdienst als Ganzen gedacht hat, hebt sie dann die Predigt und die für sie ganz besondere Bedeutung hervor, welche für sie ganz »natürlich« ist. Ihr emotionales Berührtsein unterstreicht sie durch Wiederholung, wie z.B. das doppelte »herrlich«. Welch' schöne und zugleich hohe Erwartung an Prediger und Predigerin!

Aber es gibt auch Stimmen, die die subjektive Bedeutung der Predigt im Gottesdienst relativieren und zugleich zu der »eigentlich« bedeutsamen Stellung der Predigt in Beziehung setzen. So formuliert z. B. Gertrud:

»Vielleicht wundert es Sie, aber ich kann nicht sagen, dass die Predigt für mich das Haupt ... für mich würde ein Gottesdienst, wenn alle ihn teilen, auch ohne Predigt ein vollständiger sein« (Gertrud 8,3–6).

Offenbar ist es eine unausgesprochene Norm in den Köpfen evangelischer Kirchenmitglieder, dass die Predigt das Zentralstück des evangelischen Gottesdienstes sei. Wenn man dies nicht so erlebt, wie z.B. Gertrud, ist dies offensichtlich begründungsbedürftig bzw. es wird die Differenz zur Norm thematisiert. Es ist vielleicht auch interessant, dass in dem Sample der Studie ausschließlich Frauen der Predigt eine geringere Bedeutung beimessen. Jedoch könnte nur in einer quantitativen Studie nachgewiesen werden, ob die Genderkategorie hier wirklich signifikant ist.

Die überwiegend hohe Bedeutung der Predigt stellt sich noch einmal wesentlich differenzierter dar, wenn man danach fragt, welcher Erlebens-

26 Vgl. *Huber/Friedrich/Steinacker* (Anm. 15), 81.

logik bzw. welchen Erlebenslogiken die Predigthörenden jeweils folgen. Die Predigt wird in der Studie in sehr unterschiedlichen Logiken wahrgenommen und damit auf sehr unterschiedlichen Ebenen erlebt. Im Rahmen der Studie konnten insgesamt neun Erlebenslogiken identifiziert werden – wobei die folgende Nummerierung nicht als Rangfolge zu verstehen ist, sondern allein als Strukturierungselement gedacht ist.

3.1 »... DER ICH DANN AUCH VON A-Z RICHTIG FOLGEN KANN« – PREDIGT ALS ZUHÖREREIGNIS

Eine erste »Erlebenslogik« nimmt die Predigt in der Perspektive in den Blick, wie man ihr zuhören und ihr folgen kann. Die Predigt ist in dieser Logik ein »Zuhörerereignis« und wird vorrangig unter der Frage wahrgenommen, ob das Zuhören besser oder schlechter gelingt:

»Also sie [die Predigt, UP] sollte [...] nicht zu trocken [...] 'rüberkommen, sondern [...] 'n bisschen frisch und sollte auch nicht zu lang sein natürlich, das auch, kriegt man auch öfter mit, dass Leute das zu lang finden, und da finde ich, da muss man so'n gesundes Maß finden, eben [...] nicht zu trocken, nicht irgendwie monoton vorträgt oder so was« (Lena 11,18-24).

Die klassische Forderung »bitte nicht zu lang« findet sich in mehreren Interviews und zeigt, dass die Predigtlänge immer noch eine homiletische Schwierigkeit darstellt.²⁷

Das Gleiche gilt für den Wunsch nach Verständlichkeit und »etwas klarere[r] Struktur in der Predigt« (Dieter 12,20), nach einem Aufbau, dem man als »normaler [Mensch]« (Manfred 19,25) »von A bis Z richtig folgen« (Paul 15,24) kann.

In dieser Linie wird mehrfach der Wunsch geäußert, sich auf bestimmte Aspekte zu konzentrieren und nicht mit einer Fülle von Ideen zu überfordern und zu verwirren:

»Also ich [...] find's immer schade, wenn dann so gar viele Punkte in eine Predigt hineingepackt werden, weil ich eigentlich besser mit zwei oder drei, die ich dann vielleicht auch versteh' und vielleicht auch hinterher noch weiß, als wenn da immer dann noch ein Punkt, und irgendwann ist es einfach vorbei und das Fassungsvermögen zu Ende.« (Hannelore 6,8-13)

27 Vgl. *Steghard Gall/Helmut Schwier*, Predigt hören. Befunde und Ergebnisse der Heidelberger Umfrage zur Predigtrezeption (Heidelberger Studien zur Predigtforschung Bd. 1), Münster 2008, 241 f.

Hinter diesen Wünschen und Erwartungen wird eine Erlebnislogik deutlich, die die Predigt wesentlich als »Zuhörerereignis« wahrnimmt.

3.2 »DA WÜNSCHE ICH MIR MANCHMAL MEHR MÜHE« – PREDIGT ALS »KUNSTWERK«

Eine weitere Logik nimmt die Predigt unter dem Aspekt ihrer Gestaltung durch die Predigerin oder den Prediger wahr. Hier wird die Gestalt der Predigt – durchaus auch kritisch – beurteilend wahrgenommen. Vermehrt übrigens – und dies ist wenig überraschend – von Menschen, die den beiden hochkulturell orientierten Lebensstilen 1 und 4 zugeordnet werden. Dieter äußert sich sehr ausführlich:

»Und das stellt hohe Anforderungen an die Sprache: Bilder im Kopf entwickeln, und damit bin ich bei einem Punkt, der mir sehr wichtig ist [...]. Ich würde alle Pastorinnen und Pastoren sehr bitten – egal welchen Alters – sorgfältigst mit unserer schönen deutschen Sprache umzugehen ... nicht schludrig zu reden, zu formulieren, sondern sorgfältig. Das geht bis in die Wortwahl des einzelnen Wortes oder des einzelnen Begriffes. Ja. Der Unterschied zwischen dem richtigen und dem beinahe richtigen Wort ist so wie zwischen einem Blitzschlag und dem Glühwürmchen. [...] Da sind noch Zuwachsraten möglich« (Dieter 12,27–13,6).

Dieter beurteilt die Predigt kritisch nach klaren Kriterien. Die Predigt wird somit als ein handwerklich zu gestaltendes Kunstwerk erlebt, welches mal besser und mal schlechter ausfallen kann. Ein weiterer Aspekt dieser Wahrnehmung ist die Frage nach dem Niveau der Predigt. Lebensstilabhängig gibt es auch dazu unterschiedliche Stimmen. So formuliert noch einmal Dieter (hochkultureller Lebensstil 1):

»... aber ich würde mich immer dafür entscheiden, eine Spur ..., eine Idee ... im Niveau: Eine Idee über die Köpfe hinweg zu predigen! Man muss sich anstrengen!« (Dieter 13,28–30).

Manfred hingegen, der zum bodenständigen Lebensstil 2 gezählt werden kann, wünscht sich eine Predigt, die »nicht so furchtbar intellektuell« (Manfred 6,20) ist.²⁸

28 Vgl. a. a. O., 217ff.

3.3 »DA MÜSSEN DIE MENSCHEN MITDENKEN UND AUCH GEFRAGT SEIN« – PREDIGT ALS ANREGUNG ZUM NACHDENKEN

Eine weitere Erlebenslogik nimmt die Predigt wahr unter dem Aspekt, ob sie zum Nach- und Weiterdenken anregt:

»Es gibt ja auch ganz viele Menschen, die lassen sich einfach so begöschern, und ich finde immer, das passt gar nicht mehr in unsere Zeit. Da müssen die Menschen mitdenken und auch gefragt sein. Manchmal hab' ich so mitten in der Predigt das Gefühl, jetzt muss ich aber was dagegen sagen oder irgendetwas dazu sagen ... (lacht)« (Christiane 2,14-18).

Christianes Erwartung an die Predigt findet in dem Sample der Studie überraschend große Übereinstimmungen. Quer durch die Generationen und Lebensstile scheinen sich nahezu alle Befragten einig zu sein, dass eine Predigt zum eigenen Nach- und Weiterdenken anregen soll. Viele erleben die Predigt in dieser Logik, so z. B. auch Gertrud als älteste Befragte:

»[...] dass man das fortsetzen kann praktisch, was der da, was der, äh sagen wollte, was hat das mir selbst jetzt zu sagen?« (Gertrud, 13,21-23).

Auch in der Homiletik spielt dieser Gedanke seit den 1980ern eine große Rolle und wird unter dem Stichwort des »offenen Kunstwerkes« diskutiert. Der Rezeptionsästhetik folgend wird betont, dass die Menschen der Predigt keinen festgelegten Sinn entnehmen, sondern durchaus selbst Sinn konstruieren.²⁹

29 Zur »faktischen und taktischen Ambiguität« vgl. *Wilfried Engemann*, *Semiotische Homiletik. Prämissen - Analysen - Konsequenzen*, Tübingen/Basel 1993, 197. Beim Ansatz des Bibliologs werden die Erwartung und das Zutrauen, dass die Einzelnen selbst Sinn konstruieren, auch methodisch umgesetzt. Bibliologisch predigen bedeutet, dass Prediger und Predigerin gemeinsam mit der Gemeinde predigen und den Bibeltext entdecken. Vgl. *Uta Pohl-Patalong*, *Bibliolog. Impulse für Gottesdienst, Gemeinde und Schule*, Bd. 1: Grundformen, Stuttgart 2010, 89ff., und *dies./Maria Elisabeth Aigner*, *Bibliolog. Impulse für Gottesdienst, Gemeinde und Schule*, Bd. 2: Aufbauformen, Stuttgart 2012, 71ff.

3.4 »ES MÜSSTE SEHR VIEL MEHR UM WICHTIGE DINGE GEHEN« – PREDIGT ALS INHALTLICHE AUSSAGE

Einer anderen Erlebenslogik folgt die Wahrnehmung der Predigt unter dem Aspekt ihrer inhaltlichen Aussagekraft. Hier wird die Predigt vor allem als Trägerin von Inhalten erlebt. Die Predigt soll sich zur Sache äußern und sich nicht in Geschichten, Geplauder oder Allgemeinplätzen ergehen. Hier findet wieder Dieter äußerst einprägsame Formulierungen:

»Ich bin immer ein bisschen [...], ich werde immer ein bisschen unruhig auf der Kirchbank, wenn [...] der Prediger zu viele Geschichten erzählt. [...] Wenn über ein, zwei, drei Minuten eine Geschichte oder ein Beispiel erzählt wird, dann stell' ich mir oft die Frage: »Hat das jetzt getaugt als Transportmittel, um mir das zu verdeutlichen, was der Text dort über die Predigt sagt?« [...] Ich will keine Wohlfühlgeschichten [...]. Da gehe ich doch nicht selten aus Gottesdiensten heraus [und sage], es war nett anzuhören, es war nicht verkehrt, aber [...] ein bisschen mehr Schwarzbrot hätte mir gut getan. Es war mir etwas zu wenig substanzuell. Eine Predigt ist keine Fastfood-Veranstaltung, also mit Cola und Salzstangen ..., das geht nicht, sondern da muss wirklich ..., da muss anstrengende Kost serviert werden« (Dieter 13,7-23).

Es werden Wünsche laut nach »ein bisschen mehr Substanz« (Verena 16,20f.) und es wird kritisiert, wenn Predigten »schwammig« oder »platt« werden (Emil 4,12f.). Auch Kai erlebt die Predigt als inhaltliche Aussage, dies drückt sich in seiner Erwartung aus:

»Ich glaube, wenn Pastoren sich mehr mit den einfachen Dingen auseinandersetzen würden, mit einfach meine ich jetzt die, die ganz oben stehen. Und das ist wieder die Liebe eigentlich. Dann würde es für mich einfacher. Es müsste viel mehr um wichtige Dinge gehen« (Kai 6,15-20).

Wieder anders akzentuiert Friedrich, der sich eine klare religiöse Aussage im Inhalt erhofft:

»Ich lege Wert darauf, dass Christus in den Mittelpunkt gerät, dass es auch richtig verkündigt wird, dass da Klarheit rüberkommt, dass die Predigt und Botschaft authentisch wird« (Friedrich 6,13-15).

All diesen unterschiedlichen Akzentuierungen ist gemein, dass sie die Predigt unter dem Aspekt ihrer inhaltlichen Aussage erleben, mit der Erwartung, dass die Predigt etwas Bedeutungsvolles zu sagen habe.

3.5 »OH, DA, DAS TRIFFT DIR ZU« – PREDIGT ALS SPIEGELUNG DES ALLTAGS

Eine in dieser Untersuchung häufig vorkommende Erlebenslogik nimmt die Predigt primär von der Frage ihres Alltagsbezugs her wahr.³⁰ Sie hat eine klare Erwartung:

»Ich freue mich auf eine gute Predigt, die mich anspricht, wo ich sagen kann: »Aha, das habe ich so schon erlebt und das führt mich da weiter, wenn ich mich da rückbesinne auf irgendein Thema, und das wird mir durch die Predigt erläutert.« (Paul 6,21–24).

Die in einigen Predigten fehlende Lebensrelevanz wird häufig kritisiert. So formuliert z. B. Friedrich:

»[Die Predigt] wird in unserem lutherischen-evangelischen Raum sehr stark immer nach den vorgegebenen Texten behandelt. Das ist ein Bibeltext und wird nach allen Seiten hin ausgelegt. Das wird auch recht ordentlich gemacht. Nur sehr oft spiegelt das nicht die Lebenswirklichkeit der Menschen wider, die da sitzen. Man muss wirklich Brücken schlagen, bis man dahin kommt« (Friedrich 7,23–28).

Wie sich Sigrid dies vorstellt, konkretisiert sie an einem Beispiel:

»Vom Inhalt, vom Inhalt, die Predigt, wo man dann sagt: Oh, da, das trifft dir zu. Jetzt, wo man die Zeit mit den finanziellen Problemen und so. Es war mal eine Predigt, eine Kanzelpredigt mit Stolpersteinen in der (Name der Kirche), wo ich gedacht hab, ui ja, das ist so. Das Leben ist nicht gradlinig. Das Leben ist wirklich mit Stolpersteinen zu überwinden« (Sigrid 4,6–10).

3.6 »EINFACH EINE TEXTAUSLEGUNG« – PREDIGT ALS ERLÄUTERUNG DES BIBLISCHEN TEXTES

Daneben wird auch die Erwartung geäußert (allerdings selten), dass die Predigt einen klar erkennbaren Textbezug aufweisen sollte. In dieser Logik soll die Predigt den biblischen Text erklären und auslegen.³¹ Verena findet dafür folgende Worte:

30 Vgl. Kerner (Anm. 24), 28: »Es ist deutlich geworden, dass die Befragten von einer Predigt die Verbindung mit ihrer eigenen Lebenssituation und mit ihrer eigenen Lebensdeutung erwarten«, vgl. auch Gall/Schwier (Anm. 27), 201.

31 Vgl. Gall/Schwier (Anm. 27), 227.

»Nicht alle Texte, die als Predigttexte verwendet werden, sind sehr gut zugänglich. Und selbst die, die man nach dem ersten Lesen gleich versteht, erschließen sich nur durch laienhaftes Verständnis. Und die dezidiert auseinanderzusetzen, in den historischen Kontext zu setzen, auch eine Dialektik zu erörtern, finde ich wahnsinnig spannend. Spannend sind aber dann im nächsten Schritt auch interessante Verknüpfungen zu aktuellen Themen [...]. Wo sich neue Bilder erschließen, die man vielleicht selber nicht wahrgenommen hat oder nicht so bewusst durchdacht hat. Auch sowohl das eine als auch das andere finde ich spannend. Sich dann mit einem Thema anders auseinanderzusetzen oder ein Stück weit was zu lernen auch, die beiden Aspekte, glaub' ich« (Verena 5,12–23).

Diese Linie des Erlebens wird jedoch nicht gegen einen Alltagsbezug ausgespielt. Ein schönes Beispiel dafür, dass man Predigten in mehreren Logiken erleben kann, findet man bei Otto:

»Das muss ja vielleicht nicht immer alles auf die Gegenwart bezogen werden, sondern einfach eine Textauslegung. Und natürlich ist es das Beste, wenn es auch noch übertragen wird auf unser Leben: »Was bedeutet das?« (Otto 9,3–6).

Das Ziel der Erlebenslogik der Textauslegung ist erreicht, wenn man im Anschluss an die Predigt den Bibeltext besser versteht als vorher.

3.7 »UM EIN BESSERER MENSCH ZU WERDEN« – PREDIGT ALS IMPULSGEBERIN

In einer anderen Logik wird von der Predigt erwartet, dass sie neue Sichtweisen vermittelt und Impulse gibt, die in der Lebensgestaltung umzusetzen sind.³² Die »Impulssucherin im Gottesdienst« (Nina 14,34) – Nina – möchte sich von der Predigt etwas sagen lassen, was sie bisher noch nicht so gedacht bzw. gelebt hat:

»[...] einfach mal so noch mal andere Gedanken Anregungen, also dass ich den Gottesdienst dann und halt gerade auch die Predigt dann eben dafür nutze, um noch mal diese andere Sichtweise zu kriegen« (Nina 14,28–32).

Otto erlebt die Predigt gar als ethische Größe in dieser Logik:

32 Vgl. Kerner (Anm. 24), 24 f.

»Also, wenn ich, um ein besserer Mensch zu werden, dass sie einen Anreiz gibt, wie es möglich ist. Oder 'ne andere Möglichkeit vielleicht auch, [...] um zu zeigen, warum ich Christ bin ...« (Otto 8,30-9,2, vgl. 14,30-15,1).

3.8 »... DASS DIE PREDIGT UND BOTSCHAFT AUTHENTISCH WIRD« – PREDIGT ALS ÄUSSERUNG EINER PERSON

Eine weitere Logik nimmt die Predigt als persönliche Äußerung einer Person wahr und befragt sie auf die Authentizität der Predigerin oder des Predigers.³³ Die Predigt wird auf ihre Übereinstimmung mit der predigenden Person hin überprüft. Erwartet wird,

»dass die Predigt und Botschaft authentisch wird und auch angereichert wird mit praktischen, erlebbaren Beispielen desjenigen, der predigt« (Friedrich 6,14-16).

In dieser Logik kann die Predigt gerade als defizitär erlebt werden, so dass der Eindruck entsteht,

»dass sie mir alle in der Regel viel zu kopflastig sind ... und ich auch den Eindruck hab', dass sie gar nicht wissen, was sie da reden. [...] Weil sie es zwar aus einer Theorie entwickelt haben, aber es nicht gelebt haben« (Kai 2,12-15).

Sigrid begrüßt es sehr, wenn die Predigt die Emotionen der Person auf der Kanzel erkennen lässt und den Hörenden vermittelt:

»Der das gepredigt hat, ja, das war ein Vikar, der hatte schon so eine Ausstrahlung, das musste so genüsslich, ich merke und ich rieche schon den Wein, das Bouquet, da habe ich gedacht, ohh, das ist ja auch so ein Genießer, ja diesen Inhalt der Predigt, also das spielt auch eine große Rolle« (Sigrid 4,26-31).

In dieser Logik wird die Predigt nicht nur als inhaltliche Größe wahrgenommen, sondern mit der sie haltenden Person in Beziehung gesetzt.

33 Vgl. a. a. O., 41.

3.9 »UND GEFÜHLSMÄSSIG BEI MIR DOCH EINIGES BEWEGT« –

PREDIGT ALS EMOTIONALE BERÜHRUNG

Wie die bisherigen Logiken zeigen, wird die Predigt vorrangig kognitiv wahrgenommen. Einzelne Äußerungen weisen jedoch auch darauf hin, dass die Predigt auch als emotionale Berührung wahrgenommen werden und **zutiefst** emotional erlebt werden kann. So spricht Emil eher vorsichtig davon, dass durch die Predigt, gerade im Nachhinein

»wirklich etwas hängen bleibt und gefühlsmäßig bei mir doch einiges bewegt«
(Emil 6,18-20).

Wesentlich stärker wird dieser Aspekt in einem Zitat von Ida deutlich, welches schon eingangs Erwähnung fand, allerdings unter dem Aspekt der Bedeutung der Predigt im Gottesdienst:

»Das berührt mich auch sehr oft sehr. Wie mir die Tränen manchmal kommen. Und das ist so schön. Es ist einfach herrlich. Es ist einfach herrlich. Das ist das Schönste, was es gibt« (Ida 2,19-26).

Hier wird deutlich, dass die rein rationale Dimension der Predigt gesprengt wurde und die Predigt ganz und gar emotional erlebt wird.

3.10 CONCLUSIO

Dieser Ausschnitt der Untersuchung zum evangelischen Gottesdienst, mit dem Fokus auf dem »Erlebnis Predigt«, möge im Besonderen Predigerinnen und Prediger (aber natürlich auch alle »Predigtinteressierten«) dazu einladen, die Predigt einmal unter dem Aspekt des »Erlebens« zu betrachten. Vielleicht fragen wir uns nun auch einmal selbst, in welcher Logik bzw. in welchen Logiken wir persönlich Predigten hören. Sind es nur ein oder zwei – oder gar doch alle neun vorgestellten Logiken? Welche weiteren Erlebenslogiken können in der Praxis ausgemacht werden?

Oder wenn man an das Predigtschreiben denkt: Hat die Erkenntnis, dass Predigten in verschiedenen Logiken erlebt werden können, schon Einfluss auf das Verfassen der Predigt – und wenn ja, welchen?

Die Wahrnehmungen der Predigt in der Gottesdienststudie bringen zum einen neue, vielversprechende Erkenntnisse in die Predigttheorie und -praxis ein. Zum anderen verdeutlicht die Studie aber auch, dass noch weitere spezifische Studien zur Predigt sehr lohnenswert erscheinen.